

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 71. Bromberg, den 4. April 1928.

# Die beiden Ringe.

Roman von Minna Falk.



(17. Fortsetzung. 

„Nach dem Markt gehst du nun am besten gar nicht mehr zurück heute", sagte Frau Kolck nach kurzem Überlegen. „Das Notwendigste für eine oder zwei Nächte gebe ich dir mit, und du fährst mit dem nächsten Zug zu meiner Schwester Anna nach Eutin. Ich schreibe noch ein paar Zeilen für sie, und alles andere kannst du dir sagen. Fremd wird sie dir nicht sein — wir sind ein Schlag."

„O nein, nein!" sagte Hedwig. „Wie soll das hier denn alles werden? Ich will nun erst meinen Mann stehen hier!"

„Ich hab' mir das nicht anders gedacht von dir", sagte Dorette. „Es ist aber nicht das Richtige, mein Kind. Ich will nun mal von dir selbst absehen, obgleich das Maß gewiß voll ist bei dir. Ich will mal von den andern sprechen. Dein Vater und deine Mutter werden mehr Ruhe bewahren mir gegenüber, und für Franz käme sowieso nur ich in Frage. Da magst du es noch so gut mit ihm meinen. Mitleid kann ein Mann schlecht vertragen, und es paßt auch nicht zu ihm. Ich will nun deine Sache führen hier, und du kannst sie mich ruhig führen lassen. Von Tante Anne aus kannst du dann deine Sache führen und hörst von mir."

Hedwig hatte eine heiße Scham im Herzen.

Dorette sah sie voll Liebe an. „Ein Gutes und Schönes gibt es für uns alle, wenn wir reifen", sagte sie. „Man kann helfen."

Um 11 Uhr 52 fuhr dann schon der Zug. —

Und im Hause Schwansen wäre vielleicht das Äußerste passiert, wenn Hedwig ihre Sache selbst geführt hätte.

Hedwigs Vater behielt sich wohl nur dadurch in der Hand, daß Frau Kolck so ruhig und würdig blieb, aber Nikoline verlor so alle Beherrschung über sich, daß Dorette sich für sie mit schämte.

„Um drei Uhr fahre ich auch nach Eutin," schrie sie, „und schlage dem ehr- und pflichtvergessenen Mädchen links und rechts welche um die Ohren, daß sie herumfliegt. Die ganze Stadt ist hier bei uns gewesen und hat Anteil genommen. So ein Skandal war noch nicht da, solange ich hier zum Hause gehöre. Totschnacken uns die Leute!"

„Der Leute wegen geschieht schon genug und übergenug", sagte Dorette.

Aber Hedwigs Mutter beachtete den Einwurf gar nicht. Sie wurde nur erregter. Ihre Stimme überschlug sich fast. „Und was brauchte sie zu allem obendrein nach der Brückenstraße zu laufen, als wenn sie keine eigene Mutter hätte! In Seide habe ich sie gewickelt! Sie — —"

Die Tür ging auf, und kalkweiß trat Tante Tesche über die Schwelle. Sie sah wirklich mehr einer Leiche als einem lebenden Menschen ähnlich. „Schrei doch nicht so!" sagte sie zu ihrer Schwester. „Wenn es hier um Geld geht, nehmt alles hin, was ich habe! Ich will nichts zurückbehalten, als was ich für einen kleinen Platz hinten auf dem Kirchhof bei der Rotbuche brauche. Da ist es so schön geschützt, und die ersten Stare sind da auch immer."

Die Wirkung dieser Worte läßt sich schwer beschreiben. Es war auf einmal totenstill im Zimmer. Und das machten wohl weniger die Worte als der wahrhaftige Sinn dahinter: daß es zu irgendeiner Zeit mal aufhört mit all und jedem Lärm.

Nikoline erholte sich zuerst. Sie sagte: „Wenn du hier auch all die Jahre bei uns gewesen bist und immer mit dazugehört hast, es gibt doch noch Zeiten, wo man anklopfen kann."

„Ja", sagte Therese Haffkamp, „anklopfen hätte ich können, und ich will es auch noch tun." Und damit schloß sie schon von draußen die Tür und klopfte, bevor sie wegging, mit dem Finger daran, daß es gewiß für alle drei im Zimmer nicht zu vergessen war. Es hätte sich, in der Stimmung, in der die drei sich befanden, kaum unheimlicher anhören können, wenn ein Scheintoter innen gegen den Sargdeckel geklopft hätte.

Dorette Kolck war aufgestanden. „Vorläufig gibt es wohl nichts weiter zu besprechen", sagte sie. „Ich bitte nur noch einmal darum, daß Hedwig die notwendigsten Sachen geschickt werden. Wir können uns dann ja noch in Ruhe weiter aussprechen. Zwischen uns kann doch gutes Einvernehmen bestehen bleiben."

Schwansen ging die Treppe mit hinunter bis an die Haustür. Und auch Nikoline hatte sich im Blick zaghaft mit Dorette getroffen und aus dem besseren Teil in sich eingestanden, daß es mehr gibt als Geld und die Leute.

*

Frau Kolck mußte sich zu Hause gleich hinlegen. Das war nun doch zu viel gewesen auf einmal. Sie hatte schon Jahre mit dem Herzen zu tun und empfand einen heftigen, stechenden Schmerz. Was sollte das nun geben, wenn die erste Stunde mit Franz kam! Ihr würde doch hoffentlich nichts Ernstes zustoßen? Ihr Junge brauchte sie nun doch so notwendig, und um Hedwig würde es ihr auch unendlich leid tun, wenn etwas hängenblieb, das nicht wieder aus dem Ranzen zu schnallen war.

Sie schickte Lene zu Sanitätsrat Kiepenheuer, ihrem altvertrauten Hausarzt, der gegenüber wohnte, sagte ihm alles und bat ihn, mal nach dem Rechten zu sehen.

Dr. Kiepenheuer bemühte sich, nicht allzu bedenklich auszusehen, aber er machte doch ein recht ernstes Gesicht. Er kannte seine Nachbarin bis auf den Grund. „Es kann so und auch so gehen", sagte er. „Die beiden Fliegen waren zu groß für eine Klappe. Und nun noch eine dritte." Er schrieb etwas auf einen Block. „Ich würde nun bis zum Abend still liegenbleiben, Frau Kolck", fügte er hinzu. „Wir sind ja noch vom alten Schlag, es steht alles in Gottes Hand. Glauben Sie fest, daß er das Ende jetzt nicht wollen kann, weil es schlecht hinpaßt, und nehmen Sie zwischendurch die paar Tropfen, die ich Ihnen aufgeschrieben habe! Gleich wenn Lene sie bringt, nehmen Sie ein paar und gegen Abend noch einmal!"

„Danke," sagte Dorette und griff nach der hilfreichen Hand.

Kiepenheuer legte auch die andere darüber. „Sie wissen ja, wir sind Stümper, wir Leute von der Medizin; der Herrgott macht sich seinen Kram selbst, wenn es darauf ankommt. Das kann ich Ihnen aber sagen, Frau Nachbarin: Ich spiele ihm ein Lob- und Danklied, wenn er dieses Mal mit mir im Bunde ist. Sie wissen doch, daß ich so gern mal über die Fiedel streiche."

„Ja, das weiß ich", sagte Dorette und lächelte schon wieder. „Ich höre Sommerabends nicht selten zu. Und nun glaube ich auch schon wieder ganz fest daran, daß ich es noch öfter hören werde."

„Sehen Sie," tat der alte Herr beinahe lustig, „so gehört es sich! Bangbüxerei ist ein schlechter Assistent. Man muß

die Mütze in den Nacken schieben können, und denn feste weg und fröhlich durch den dicksten Dreck!"

*

Frau Kolck mußte noch lächeln, als sie schon wieder allein war, und nächsten Tags hatte sie sich für die dritte Aufgabe in der Hand.

Es war doch gut, daß ihr Mann ihr beistand.

Claudius Theodor Kolck war ein Mensch, den man leicht in seiner Eitelkeit verletzen konnte, und es läßt sich denken, wie ihm selbst zumute war bei den Eröffnungen, aber er sah, daß es ums Ganze ging, und war Mann.

Franz hatte natürlich gleich nach dem Markt gewollt, als er kaum zehn Minuten im Hause war, und saß wie mit der Keule erschlagen auf seinem Stuhl, so behutsam seine Mutter auch begonnen hatte.

Wenn er getobt und sein Leben verflucht hätte, wäre das Ende früher abzusehen gewesen, aber die ganze Schwerkraft fiel auf die andere Seite seines Wesens. Der Blick, der seine Mutter traf, bevor er den Kopf auf den Tisch fallen ließ, war schwerer zu ertragen als der Ausruf, den der Sohn in Ibsens „Gespenstern" gegen seine Mutter tut: „Ich habe mein Leben nicht von dir verlangt!" Denn dieser Blick enthielt keinen Vorwurf, sondern einen Anruf: „Hilf mir doch, nachdem du mir das Leben gegeben hast!"

Es war aber natürlich einstweilen gar nicht an Hilfe zu denken. Frau Kolck leistete das Menschenmögliche, daß sie sich selbst auf den Beinen hielt, und der Herr des Hauses tat das Seine, daß er sich bezwang und den rechten Weg erkannte. Er wies Franz zu gegebener Zeit auf seine Mutter hin und sagte ihm, daß Sanitätsrat Kiepenheuer ihn gewarnt hätte.

Das half ein weniges für den Anfang. „Ich habe ja nur noch dich", sagte er zu seiner Mutter.

„Und deinen Vater", sagte Dorette und war ihrem Mann dankbar für diese Tage der Selbstüberwindung.

Franz gab nicht acht darauf und verfiel gleich wieder in sein Brüten.

Erst nach Tagen begann er des näheren zu fragen, und die alte Zügellosigkeit brach durch bei Erwähnung des anderen Mannes, den er hätte zerreißen können.

Und da erkannte die Mutter ihren alten Franz wieder und brachte es mit ihrem feinen Verständnis und ihrer nie erlahmenden Geduld dahin, daß er ihr im Arm lag und sich ausweinte.

*

Für Hedwig wäre es schlimm gewesen, wenn sie hätte warten müssen, bis sie diese einigermaßen tragbaren Nachrichten hätte bekommen können. Und Dorette Kolck ließ sie auch nicht warten. Sie schrieb schon nächsten Tages gegen Abend, obgleich sie kaum die Feder halten konnte: „Hier ist alles gegangen, wie es nicht anders sein konnte. Sorge brauchst du dir nicht zu machen. In ein paar Tagen hörst du mehr." — — —

Hedwig war nach Eutin gekommen und wußte selbst nicht wie. Erst dachte sie, sie würde es nicht bis zur zweiten, dritten Station aushalten, still auf ihrem Platz sitzen zu bleiben, und dann wäre sie lieber weitergefahren als ausgestiegen.

Aber Anne Westernberg nahm ihr gleich den größten Packen ab. Nachdem sie dem jungen Mädchen ins Gesicht gesehen hatte und auf die paar Zeilen, die ihre Schwester ihr schrieb, sagte sie, als sei sie selbst eine nahe Verwandte: „Wenn wir Frauen uns beistehen, ist alles zu tragen." Und sie stand bei.

Hedwig wurde gar nichts davon gewahr, daß sie sich in einer fremden Häuslichkeit befand. Und da sie nur Teilnahme spürte und keine Neugierde, drängte es auch nicht mit dem Sprechen.

Anne sagte, als sie nach der ersten Stunde ruhig beieinandersaßen: „Es ist immer noch ein großes Glück, daß es nicht schon zu spät war. Verlobung ist noch keine Hochzeit. Und, liebes Kind, wenn alles ehrlich zugeht, muß man Not und Tod ertragen können."

„Ich war wohl nicht ganz ehrlich", sagte Hedwig.

„Das rächt sich dann", sagte Anne ruhig, „und das sieht ein gutwilliger Mensch auch ein und nimmt zum Ausgleich hin, was sich als Folge ergibt."

„Für mich würde ich alles hinnehmen," gab Hedwig zur Antwort. „Und wenn lauter Strafe über mich käme. Aber daß ich andern so viel Leid zugefügt habe, ich weiß nicht, wie ich das tragen soll."

Anne Westernberg sah ihren jungen und unerwarteten Gast so warm und milde an, wie Hedwig es von Franzens Mutter kannte. „Ich bin besser eingeweiht, als Sie vielleicht denken", sagte sie. „Meine Schwester schrieb mir einmal einen langen Brief über Sie und Franz und allerlei begleitende Umstände. Das war schon im November. Sie hat Sie fest ins Herz geschlossen und hätte es wohl in der Macht haben mögen, Abstände auszugleichen und auszufüllen. Aber Naturen kann man nicht aus der Angel heben, und an sich selbst darf man nicht denken, wenn die Kosten für andere zu hoch werden."

Es schoß Hedwig heiß in die Augen. „Und sonst geht alles Auge um Auge, Zahn um Zahn", sagte sie.

„Leider allzuoft," sagte Anne. „Ich habe auch viel von meiner Schwester lernen müssen. Und nie greift Dorette vor; sie wartet immer, bis der Augenblick gekommen ist. Und dann hat sie eine so linde Hand! Das hat wohl niemand mehr gespürt als ich. Sie wissen ja wohl, was hinter mir liegt."

Ja, Hedwig wußte es. Frau Westernberg hatte drei gesunde Kinder, ihren ganzen Reichtum, bei einer Scharlachepidemie hergeben müssen, und ihr Mann hatte sich selbst getötet. Er war in Spekulantenhände geraten, war selbst von leichtem Sinn gewesen und hatte bei einem Projekt alles, was er besaß, und noch mehr dazu verloren. Da war er aus der Welt gegangen und hatte seine Frau sich selbst überlassen.

In Anne Westernberg stand alles auf, während das in tiefe Not geratene junge Mädchen im Dämmerlicht mit ihr beim Ofen saß. Und Hedwig ließ es auch an sich vorübergleiten. Aber dann klammerten sich alle Gedanken schmerzvoll um die Frau, die wie ein unerreichbares Vorbild vor ihr stand und die sie nun vielleicht nie wiedersehen würde.

Es war sehr still im Zimmer. Aber man spürte, der Friede wohnte jetzt darin. Überall standen Blumen in Töpfen, und künstlerische Handarbeiten gaben dem Raum eine ganz persönliche Note und große Wohnlichkeit.

„Verkehr habe ich wenig", sagte Anne, in tägliche Dinge übergehend. „Am liebsten sitze ich mit meiner Arbeit allein. Ich übernehme alles, was man mir bringt. Stickerei, Häkelei und Kunststopferei. Auch was neu aufkommt, mache ich alles mit. Aber am meisten Freude macht es mir eigentlich, wenn es mir in besonders schwierigen Fällen gelingt, einen Schaden so gut auszubessern, daß man ihn gar nicht sieht. Da möchte ich am liebsten nichts dafür bezahlt nehmen, so groß ist dann die freudige Überraschung meistens."

(Schluß folgt.)

---

# Ostern in Sage und Sitte.

Von Ina Wolters.

Der Grüne Donnerstag eröffnet die Reihe der Osterfesttage, auf die die Stille Woche vorbereitet hat, und er hat deshalb besondere Bedeutung im Volksbrauch erhalten. Freilich gilt er in den Städten nicht als voller Feiertag, und auch auf dem Lande ruht meist nur während des Vormittags die Arbeit, denn zu sehr drängen die Feldbestellung und die Gartenarbeiten in diesen Tagen. Das war nicht immer so. Man kennt und nennt den Grünen Donnerstag erst seit dem 12. Jahrhundert, aber von da ab wurde er sehr feierlich begangen, sieht man ihn doch als den Tag der Einsetzung des heiligen Abendmahles an. In der katholischen Kirche wurde er deshalb sehr streng innegehalten, noch im vorigen Jahrhundert durfte am Grünen Donnerstag kein Laden geöffnet sein und keinerlei gewerbliche Hantierung vorgenommen werden. In Österreich fand noch zu Lebzeiten des Kaisers Franz Joseph alljährlich am Gründonnerstag die feierliche Fußwaschungszeremonie in der Wiener Hofburg statt, in der der Kaiser selber zwölf alten Männern die Füße wusch und seine Söhne sie bei dem darauffolgenden Mahle bedienten, zur Erinnerung des heiligen Abendmahls und als Symbol der Demut. In England herrscht noch heute die Sitte, am Grünen Donnerstag die Armen zu beschenken, und er heißt, weil diese Geschenke meist in Körben fortgetragen werden, auch der Korbdonnerstag. Warum wird nun soviel „Grünes" verzehrt am „Gründonnerstag", an dem es doch Tradition ist, daß Frühlingssuppen, grüne Gemüse und Salate auf dem Tisch erscheinen müssen? Das ist eine Verquickung von heidnischer und christlicher Überlieferung. In heidnischer Zeit pflegte man der Göttin Ostara, der Frühlingsgöttin, die Erstlinge dessen, was auf den Feldern wuchs, darzubringen, und man verzehrte ihr zu Ehren allerlei „Grünes" in der Hoffnung, dadurch Wohlstand und Gesundheit im kommenden Jahre zu erwerben. Der gleiche Gedanke liegt auch der Kirchenvorschrift, wie ja überhaupt der Fastenzeit, zugrunde. Die Fasten waren ja immer schon in erster Linie Gesundheitsmaßregeln, deren Durchführung durch die religiöse Einkleidung erleichtert wurde, und wie die Sitte, in den Fasten Fisch und fleischlose Gerichte zu essen, eine wohltätige Unterbrechung der sonstigen einseitigen Kost bedeutet, so hat auch diese Bevorzugung des „Grünen", d. h. frischer Pflanzenkost, am Gründonnerstag einen tiefen gesundheitlichen Sinn. Natürlich ist mit dem Grünen Donnerstag auch mancher Wunderglaube verbunden. Was man am Grünen Donners-

tag pflanzt und sät, das gedeiht und bringt guten Ertrag. Wenn man am Grünen Donnerstag mit einem Segensspruch die Obstbäume schüttelt, so tragen sie reich, und gerne setzt die Landfrau am Grünen Donnerstag ihre Glucken, denn diese werden die meisten Eier ausbringen, und es werden die meisten Hühnerküken darunter sein.

Das Ei — das Symbol des Lebens — spielt überhaupt eine große Rolle beim Osterfest. Die Kinder freuen sich schon wochenlang vorher auf das Ostereiersuchen. In der Stadt hat sich das Ei aus Marzipan, Schokolade oder sonstigem Naschwerk mehr eingebürgert, auf dem Lande herrscht noch das hartgekochte Hühnerei vor, das man bunt färbt und bemalt. Auch die ältere Jugend beteiligt sich noch vielfach an diesem Ostereiersuchen, das in vielen Dörfern den Charakter eines Volksfestes trägt. Jede Familie im Ort stiftet eine Anzahl Eier zu diesem Zweck. Am Nachmittage zieht die Jugend mit den erbeuteten Ostereiern auf die Wiese vorm Dorf. Dort werden die Eier einen kleinen Abhang hinunter gerollt, und je nachdem, wessen Ei zuerst unten ankommt, unterwegs mit anderen Eiern zusammenstößt oder unbehelligt ans Ziel kommt, wird das Los des Eigentümers oder der Eigentümerin im kommenden Sommer sich gestalten. Sehr beliebt ist auch das „Eierditsche". Dabei werden die hartgekochten Eier mit den Spitzen aneinandergestoßen. Wessen Ei bei dreimaligem „Ditschen" zerplatzt, der hat verloren. In manchen Gegenden knüpft die Jugend auch ein Orakel an dieses Spiel, das Buben und Mädel gemeinsam treiben, um die zukünftigen „Pärchen" festzustellen.

Von großer Bedeutung im Volksglauben ist auch das „Osterwasser", das wundersame Kräfte hat. Aber es ist nicht leicht zu gewinnen. Es muß vor Sonnenaufgang aus einem Wasser, das nach Osten fließt, geschöpft werden, und die Frauen und Mädchen, die es holen, dürfen weder auf dem Hinwege, noch bei der Heimkehr sprechen. Sagen sie nur ein einziges Wort, so ist der Zauber zerstört. Die Bedingung, so wird boshafterweise behauptet, sei gerade für das weibliche Geschlecht sehr schwer zu erfüllen, und zum Überfluß pflegt sich die männliche Jugend des Ortes zu verstecken und sucht die Wallfahrtenden durch allerlei Schabernack zu erschrecken und zum Sprechen oder Aufschreien zu bringen. Die Glückliche, die ihr Osterwasser sicher nach Hause brachte, hat nicht nur ein Heilmittel gegen viele Krankheiten im Hause, sondern auch ein unfehlbar wirkendes Schönheitsmittel. Waschungen mit dem Osterwasser vertreiben z. B. die Sommersprossen! Auch einen Blick in die Zukunft ermöglicht es: das junge Mädchen, das davon trinkt, sieht in der Osternacht im Traume ihren Zukünftigen.

Ein uralter, noch weit verbreiteter Volksbrauch sind namentlich in Thüringen und Niedersachsen die Osterfeuer. Das ganze Jahr hindurch wird für dieses Osterfeuer trockenes Reisig gesammelt und ein mächtiger Haufen auf einem freien Platze, möglichst erhöht, außerhalb des Dorfes geschichtet. Je größer der Holzstoß ist und je heller er brennt, desto ehrenhafter für das Dorf. Bei einbrechender Dunkelheit zieht alles hinaus zum Osterfeuer, und es ist ein schöner Anblick, wenn rings in der Runde auf den Höhen die Feuer aufflammen. Neuerdings haben viele Jugendverbände diese alte Sitte, die in den Städten fast ganz in Vergessenheit geraten war, wieder aufleben lassen und sie haben auch das Verdienst, manches alte Lied und manchen Volkstanz dabei wieder zu Ehren gebracht zu haben.

---

## Bedenkliches vom Worte.

Aphorismen von **Hein Diehl.**

Wo ein starker Drang ist, da findet sich auch ein kräftiges Wort; und wem nie ein Groll über die Lippen kam, dem drängt sich auch kein Segen aus dem Herzen!

•

Freilich, es gibt viele Menschen, die darauf schwören, das Worte-Machen ergäbe den Schriftsteller, und nichts sei schließlich einfacher als das. Jedoch — zwischen dem Temperament mancher Zunge und dem Temperament mancher Feder liegt als kühle Zone das Papier. Und dieses Papier ist nicht nur geduldig!

•

Wenn man vor einem Hindernis steht, grollt man oft: Verteufelt, wie soll man da hinüber? Wenn man ein Hindernis überwunden hat, grollt man ebenso gern: Erbärmlich, warum nur hat man sich so lange mit ihm abgegeben? Aber diese zweierlei Grollworte bergen Erkenntnisse, und wer aus ihnen lernt, der erlernt das Leben und den Lauf der Welt.

---

# Zur Geschichte der Aprilscherze.

Von **Bertha Witt.**

Während sich in Deutschland das Aufkommen des Aprilscherzes erst im Jahre 1631 nachweisen läßt, kannte Frankreich es schon rund hundert Jahre früher. Irgendwo lese ich: „Im Mittelalter belustigte der Prediger seine Gemeinde durch das Erzählen einer fröhlichen Ostergeschichte, die man auch „Osterscherz" nannte. Hieraus ist dann der Aprilscherz entstanden," — eine allzu bequeme und unrichtige Deutung: Der Aprilscherz ist nicht entstanden, jedenfalls nicht irgendwo bei uns, sondern er ist zu uns gekommen, auf langer Wanderung über andere Länder aus grauem Altertum.

In klassischen Zeiten feierten die Alten eine beliebtes Fest zu Ehren einer Göttin Apaturia, angeblich der Liebesgöttin, die hier einen Beinamen führte. Es war das Fest der Apaturien, das in den Anfang des April fiel und bei dem man sich an allerlei Verkleidungen und gegenseitigen Täuschungen ergötzte. Dies ist also offenbar ganz einwandfrei der Ursprung aller Aprilscherze. Allein die Spuren führen noch weiter. Um dieselbe Jahreszeit wie bei den klassischen Alten feierte man in Indien ein den Apaturien ganz ähnliches Fest, das Hul-Fest oder Fest des Frühlings, das man durch allerlei Scherze — und zwar wahre Aprilscherze — besonders launig ausgestaltete. Da täuschte man die Einfältigen mit allerlei nichtsnutzigen Aufträgen und machte sie, wenn sie darauf hineinfielen, zu „Hul-Narren", also ganz entsprechend unseren Aprilnarren. Auch bei uns liegt ja der eigentliche Sinn des Aprilscherzes darin, daß man jemand, um eine Merkwürdigkeit zu besorgen oder zu betrachten, die es nicht gibt, „verschickt"; die erst neuerdings üblich gewordenen Scherze, die auf täuschenden Bildern in den Zeitschriften beruhen, fallen im Grunde aus dem eigentlichen Rahmen heraus, denn sie sind wohl eine spaßige Täuschung, aber keine Verschickung mehr.

In Indien ergötzte man sich an diesen Verschickungen bereits während des ganzen Monats Juli (der unserm März entsprach), besonders am letzten Tage desselben. Aber noch weiter als bis zum uralten Hulfest reichen die Spuren des Aprilscherzes. Ein indisches Märchen erzählt wie folgt davon:

Auf der Insel Chickock war einst der gute und allgeliebte König Tsiamma durch die Künste des Zauberers Ciongock betrogen und beseitigt worden. In der Ebene stand sein Tempel, und an dem ihm geweihten Tage, dem 7. des Monats Niade (gleich unserm 1. April), kamen die Bewohner herab, um den König zu suchen. Man rief seinen Namen und warf Steine zum Zeichen der Verfluchung des Ciongock ins Meer. Die Eltern sagten zu ihren Kindern: „Suchet den Tsiamma, er wird euch herrliche Geschenke geben", die Frauen zu ihren Männern: „Er wird euch sagen, ob andere von ihren Frauen mehr geliebt werden als ihr"; die Mütter zu ihren Töchtern: „Er wird euch den Namen des Mannes sagen, dessen Liebe euch glücklich machen kann"; die Philosophen zu ihren Schülern: „Er wird euch Weisheit lehren, gegen welche die meinige nur Torheit ist". — Alle gingen sie, fanden den Tsiamma nicht und warfen Steine in den See. Im Laufe der Jahrhunderte änderte sich die Religion, doch immer noch fuhren die Bewohner fort, einander zum Tsiamma zu schicken, nur geschah es nicht mehr, wie einst, aus Ehrfurcht und Liebe, sondern aus Spötterei; wer noch aus alter Anhänglichkeit wie die Vorfahren den Unauffindbaren suchte, galt für einfältig. So wurde aus der alten Religionsübung ein Scherz, und da man den alten Brauch jetzt zu einer allgemeinen Belustigung machte, so behielt man ihn auch weiterhin bei. Mit der Zeit nahmen sogar die Nachbarvölker diese scherzhafte Sitte an, einander zum Tsiamma, dem Unauffindbaren, zu schicken. Es wurde ein rechtes Narrenfest daraus, man übte es in Siam, in Japan, und von hier soll der Brauch dann nach Europa gekommen sein.

Was wahr daran ist und inwieweit das Hulfest und die Apaturien damit zusammenhängen, läßt sich freilich nicht nachprüfen; beachtet man aber, daß alle alten Volksmythen und Legenden sich irgendwo berühren, genau wie die Religionen der Völker, so erkennt man, daß auch hier Zusammenhänge, abhängig oder unabhängig von einander, vorliegen. Früher wollte man bei uns wohl den alten Brauch auf die Leidensgeschichte Christi zurückführen oder doch auf die mittelalterliche Vorliebe, alle Stadien der Passion durch Theateraufführungen darzustellen. Da hatte man auch das spott- und hohnvolle Hin- und Herschicken des Heilands von Hannas zu Kaiphas, von Pilatus zu Herodes recht ausführlich wiedergegeben, und diese „Verschickung" des Herrn, so meinte man, sollte die Verschickung in den April veranlaßt haben. Man war sich mit dieser Erklärung aber doch nicht ganz sicher und dachte denn auch an ein altes heidnisches Fest, da man den Gott des Lachens feierte. Doch besteht hier vermutlich wieder ein Zusammenhang mit den Apaturien, ob-

wohl sich nähere Anhaltspunkte über dies Fest nicht auffinden lassen. Schließlich hat man auch noch den alten Noah als den Vater der Aprilverschickung bezeichnen wollen; denn es soll eben um die entsprechende Jahreszeit gewesen sein, daß Noah von seiner Arche aus das Verlaufen der Wasser, die man die Sintflut nennt, entdeckte; das vergebliche Ausschicken der Taube oder des Raben soll in den Aprilscherzen fortleben und durch sie angedeutet werden.

Schließlich haben sich auch noch die deutschen Gelehrten zu der Frage geäußert und eine Entdeckung gemacht, die in den sogenannten theologischen Aphorismen in Schuderoffs Jahrbüchern für Religion, Kirchen- und Schulwesen 1828 veröffentlicht wurde. Zwar erklären sie nicht das Entstehen der Aprilscherze an sich, vielleicht aber ihre Aufnahme in Deutschland, die danach allerdings 100 Jahre früher stattfand, als man sonst durchweg annimmt. „Auf dem Reichstag zu Augsburg 1530", heißt es, „wo von der deutschen Nation Türkenhilfe und viel Geld gefordert wurden, wo man Religionsstreitigkeiten schlichten und vieles andere tun wollte, was jedoch nicht geschah, sollte auch das Münzwesen in Ordnung gebracht werden. Aber wegen so vieler und so wichtiger Gegenstände konnte oder wollte man nicht dazu kommen, sondern setzte einen besonderen Münztag, und zwar auf den 1. April. Dieser war nun das Ziel vieler großer Spekulationen; aber der 1. April kam, und an einen Münztag ward nicht weiter gedacht. Alle die Spekulanten nun, die sich auf den 1. April getröstet hatten, hielt man für angeführte Narren, und so bekam der 1. April im ganzen deutschen Reiche ein ganz eigene Merkwürdigkeit als der Feiertag der Narren." Wobei nur hinzugefügt zu werden braucht, daß dieser Tag anderweitig schon längst der Narrentag und wohl auch als solcher in Deutschland nicht unbekannt war, so daß es vielleicht nur eines Anstoßes bedurfte, um fortan auch hier seine närrische Bedeutung anzuerkennen. Immerhin wird man diese Deutungen nur als einen Versuch zur Erklärung jener Frage nach dem Ursprung der Aprilscherze betrachten können.

---

## Frühlingsjubel.

Die Welt weiß sich vor Sonne,
Vor Sonne nicht zu lassen;
Leuchtfeuer leben überflammt
Den Tod in dumpfen Gassen.

Die Schale der Glückseligkeit
Ist voll zum Überfließen;
Ihr lauer Regen singt und rauscht,
Dein Rosenbeet zu gießen.

Und weiß so schwer zu lassen
Der Himmel all den Sonnenschein,
Da wird dir bald die ganze Welt
Lichtfroh erblühte Blume sein.

**Max Bittrich.**

---

## Die märchenhaften Kostbarkeiten der türkischen Sultane.

Ebenso wie die Sowjetregierung die Kostbarkeiten der Zaren — bis jetzt nur teilweise — im Ausland verkauft hat, gedenkt auch Mustapha Kemal mit denen der Sultane zu verfahren. Zu diesem Zwecke haben sich auf Veranlassung der türkischen Regierung verschiedene Sachverständige aus Paris nach Konstantinopel und Angora begeben, um die Gegenstände an Ort und Stelle zu prüfen und zu schätzen. Die meisten Kostbarkeiten werden in Konstantinopel, und zwar im Palaste von Top-Kapu unter Aufsicht von 15 Eunuchen, die übrigen aber in Angora in den Kellern des Finanzministeriums aufbewahrt. Beim Betreten der Konstantinopeler Schatzkammern fallen zuerst die goldgeschmückten Popanze ehemaliger Sultane ins Auge, deren Turbane mit Brillanten, Smaragden und Rubinen belegt sind. Jeder Smaragd wiegt 200 Karate und ist so groß wie ein Hühnerei. Die Rubinen aber sind grobkörnig wie große Kastanien. Alle Popanze tragen Säbel, deren Handgriffe aus einem einzigen Smaragd bestehen. In den Schaukästen befinden sich verschiedene Waffen und Panzer, die sämtlich golden und mit kostbaren Steinen geschmückt sind. Ein goldener Thron nimmt die Mitte der Halle ein. 22 000 runde Perlen, Smaragde und Rubinen schmücken ihn blumenartig. Sein Wert beträgt mehr als 20 Millionen Mark. Ihm gegenüber steht ein anderer geräumiger goldener Thron, der ebenfalls mit Kostbarkeiten geschmückt ist. Ferner befindet sich dort eine Menge von goldenen Tintenfässern und Koran-Einbanddecken. In den Kellern von Angora liegt eine Sammlung kostbarer Kronleuchter aus Smaragden, die ebenfalls mit edelsten Perlen bedeckt sind und deren Zweige sich aus Brillanten von Fingergröße zusammensetzen. Die dort ruhenden Rosenkränze bestehen aus edelsten Perlen; und Hundert-Karat-Brillanten bedecken die Brustschmucksachen der Sultane. Die Kostbarkeiten sind bekanntlich Hunderte von Millionen wert.

Dr. A.

## Lustige Rundschau

* **Vorsorglich.** „Mami, trockne mir mal die Ohren ab, sonst verrosten sie."

*

* **Ein Fehler.** „Haben Sie ein gutes Gedächtnis, Herr Doktor?" — „Ja —, besonders für Zahlen." — „Ich auch. — Ich habe Ihnen mal vor einem Jahr zehn Mark gepumpt, und das habe ich bis heute noch nicht vergessen."




### Säulen-Rätsel.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | E | S | | | | |
| | R | | | H | G | | | N | |
| | T | | M | E | O | L | | S | |
| D | T | L | N | N | N | T | S | A | T |
| F | S | O | E | C | N | F | E | A | R |
| L | A | A | A | S | I | O | E | U | R |
| A | T | H | L | A | E | A | N | D | E |
| U | A | U | H | I | L | W | S | P | I |

Die Buchstaben jeder einzelnen Säule sind zu ordnen, so, daß von unten nach oben zu lesende größere Städtenamen zu lesen sind. Sind die richtigen Städte gefunden worden, so nennen die Buchstaben der Säulenfüße zusammengestellt einen Zuruf, den wir an unsere geschätzten Bezieher richten.

*

### Rahmen-Rätsel.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Z | | | | F | |
| G | • | s | • | l | • | e |
| | n | | | | a | |
| | • | | | | • | |
| | n | | | | c | |
| N | • | u | • | a | • | r |
| | r | | | | e | |

e, e, e, h, j, l, s, t.

Ersetze mit diesen Buchstaben die Punkte der obenstehenden Abbildung, um Wörter zu ergänzen.

*

### Auflösung der Rätsel aus Nr. 66.

**Zahlen-Rätsel:**

| | 66 | 66 | 66 |
|---|---|---|---|
| 66 = | 47 | 47 | 5 |
| 66 = | 19 | 18 | 62 |
| 66 = | 33 | 34 | 32 |

*

**Reimergänzungs-Rätsel:**

In diesem Augenblick, wo deine Augen
Gelassen diese Zeilen seh'n,
flammt irgendwo im Weltgescheh'n
Ein Glück auf, das durch alle Himmel rennt —
Doch auch ein Schmerz, der keine Grenzen kennt.

Otto Promber.

---


Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.